

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 135.

Montag, 13. Juni

1927.

(25. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grupe-Pörcher.

Carmen, die sich mit einem wahren Heißhunger auf jede gesellschaftliche Zerstreuung stürzte, wollte bereits der Generalprobe am Vorabend des Festes beiwohnen und holte sich dazu die Begleitung von Mutter und Sohn Schürmann. Die alte Dame hätte es früher abgelehnt, zu der Generalprobe einer Operettengesellschaft zu fahren; aber unter diesen Umständen willigte sie ein, besonders, da auch Bodo gleich Feuer und Flammen war, in den Palast zu fahren. Bestimmt hoffte er auf die Gelegenheit, sich hierbei wieder ein Viertelstündchen mit dem Gouverneur unter vier Augen im Park zu ergehen und dann geschäftliche Ziele einzuflechten.

So wurde beschlossen, aufzubrechen, und Bodo wollte dem Majordomus den Befehl geben, den Kutscher anspannen zu lassen. Allein der alte Augustin, der sich sonst immer voll Pflichttreue und Aufmerksamkeit auf dem Vorplatz oder in der Nähe der Zimmer aufhielt, um für Befehle seiner Herrschaft bei der Hand zu sein, war nirgends zu finden. Umsonst klingelte die alte Dame — umsonst rief Bodo seinen Namen in den Vorplatz hinaus. Keine Antwort!

Befremdet machte sich Bodo auf die Suche nach einem der anderen Diener, um den Befehl an den Kutscher weiter zu geben. Aber auch sonst war keiner der so zahlreichen Diener zu sehen. Alle Zimmer lagen totstill da; auch der Vorplatz, die Treppe, der Garten! — Bodo ging weiter. Endlich schritt er über den gepflasterten Hof hinter dem Hause und betrat das Haus, das der Dienerschaft eingeräumt war.

Da hockten sie alle in der Stube des Kutschers zusammen. Bodo bemerkte sie durch das Fenster, ehe sie sein Kommen gewahr wurden. Er hemmte seinen Schritt und lauschte für einige Augenblicke.

Sie schwiegen und lachten nicht so lebhaft wie sonst, sondern flüsterten, lächelten mit zusammengesteckten Köpfen und schienen besonders dem alten Majordomus zuzuhören, der ihnen unter lebhaften Handbewegungen, aber in gedämpften Tönen irgend etwas Wichtiges auseinandersetzte. So sehr sich Bodo bemühte, etwas aufzufangen, so konnte er doch nichts verstehen, da sie sich in ihrer Muttersprache, auf tagalisch, unterhielten.

Bei seinem Eintritt fuhren sie entsetzt auseinander. Der Schreck stand ihnen deutlich in den Mienen. Es war nicht die Bestürzung, daß der junge Herr des Hauses sie nicht auf ihrem Posten fand, sondern die Befürchtung, irgendein Geheimnis könne verraten sein.

Bodo kam mit der Schilderung dieses Eindrucks, den er eben gewonnen, zu Braut und Mutter zurück. Die alte Dame hatte sogleich den richtigen Gedanken.

Vielleicht haben sie wieder politische Dinge vor. Der Nestize Tajan soll im Geheimen schüren. Man hat den Eingeborenen von Spanien aus Versprechungen auf größere politische Freiheiten und Rechte gemacht, die nun nicht eingehalten worden sind.

Carmen lachte auf. Sie schlug mit ihrem Spitzenfächer Bodo leicht auf den Arm.

„Du machst ja ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter! Wer wird sich denn gleich Gedanken machen, wenn die Dienerschaft einmal beisammen hockt und

schwacht, anstatt zu arbeiten! Ihr Deutschen nehmt alles viel zu schwer und viel zu ernst. Du liebe Zeit, wenn deine Kanakillen wirklich irgendeinen Aufstand ausdenken, dann läßt mein Onkel sie mit Gewehren niederknallen!“

„Nimm die Sache nicht zu leicht, Carmen!“ warnte Frau Schürmann. „Die Eingeborenen kämpfen jetzt auch nicht mehr wie früher mit Messer und Lanze, sondern haben moderne Schießwaffen! Der Nestize Tajan soll ein heller Kopf sein!“

Aber die junge Spanierin ließ sich nicht um ihre gute Laune bringen.

„Nah, mein Oheim hat noch einige Kompanien Truppen aus Spanien angefordert; die kommen in den nächsten Wochen. Bis dahin werden wir ja wohl noch leben! Und jetzt avanti! Teurer Bodo, laß uns drei nicht zu spät kommen, damit wir die Probe noch sehen! Und überdies reißt mit der Operettengesellschaft ein Feuerwerker, der morgen ein großartiges Feuerwerk abbrennen will. Der wird heute Abend auch schon seine Vorbereitungen dazu treffen — im Parke, wißt ihr. Und das möchte ich mir auch noch ansehen, ehe es völlig dunkel ist.“

Im selben Augenblick trat Liane ein. Bodo erzählte ihr von dem Vorschlag, den seine Braut gemacht. Ob sie zum Gouverneur mitkommen wolle? Aber Liane fühlte instinktiv, daß sie lieber danken sollte. Carmen unterstützte den Vorschlag ihres Verlobten nicht, und so schien es ihr angenehmer zu sein, wenn Liane nicht mitfuhr.

Es sollte heute Abend ein rein familiäres und intimes Zusammenkommen bei den Erzellenzen sein. Liane dankte also; sie sei in ihrem Hauskleide, und bis sie sich zu einem Besuch bei den Erzellenzen umgekleidet habe, würde zu viel wertvolle Zeit vergehen. Carmens Wagens würde ja bereits angespannt.

Wie zur Bestätigung ihrer Worte rollte im selben Augenblick draußen die Equipage durch den Garten vor die Freitreppe des Hauses. Die Rappen stampften ungeduldig im Geschirr.

„Wir fahren im Wagen meiner Schwiegermutter“, sagte Bodo zu Liane, während er hinter seiner Braut und seiner Mutter hinabstieg. „Der Wagen wird uns beide heute Nacht auch wieder nach Hause bringen. Ich denke, es wird nicht zu spät werden, da morgen ja das Fest sein soll!“

Während die beiden Damen einstiegen, wandte sich Bodo noch einmal zu seiner Kusine um. „Wenn inzwischen hier irgend etwas vorgefallen sollte, so melde es sofort in die Stadt“, sagte er halbblau.

Sie sah ihn befremdet an. „Was soll hier draußen inzwischen vorgefallen?“

Er zuckte die Achseln. Da streifte sein Blick das Gesicht des alten Majordomus, der den Wagenschlag hielt. Es war unmöglich, Liane in diesem Augenblick Aufklärung über seinen Verdacht zu geben. Der Alte schien von unerschütterlicher Ruhe. Deswegen schöpfte Bodo selbst wieder Hoffnung, er habe vorhin zu schwarz ge-

sehen. Seine optimistische Natur gewann wieder die Oberhand.

„Ach, ich meine nur, wenn zum Beispiel — Feuer im Hause ausbrechen sollte oder etwas Ähnliches. Ich sagte es dir nur, weil man hier draußen so abgeschnitten von aller Welt ist.“

Liane sah dem Wagen einige Augenblicke nach. Sie war ahnungslos. Dann ging sie ins Haus zurück. Die Stille war ihr angenehm. Carmens Lebhaftigkeit, ihr unaufhörliches Geklapper über die nichtssagendsten Dinge, wurden ihr oft unerträglich. Nun hatte sie endlich einmal einen schönen, ungestörten Abend, an dem sie nach Herzenslust musizieren konnte.

Und doch — nachdem sie im Wohnzimmer, das nach dem Garten zu lag, einige Stücke gespielt und auch eines der Schumann-Lieder gesungen, ließ sie die Hände gedankenvoll von den Tasten gleiten. Ihr fehlte ein Partner zum Musizieren. Und das war Kurt Martens! Gerade hier draußen in der Ungezwungenheit des Landhauses, in dem man im Familienkreise viel mehr aufeinander angewiesen war, hatte sie Gelegenheit gefunden, einige Male mit Martens zu musizieren. Im weitläufigen Stadthause war man nie zu gemüthlichem Beisammensein gekommen. Gerade dieses Schumann-Lied, das sie eben gespielt, hatte er in ihrer Begleitung gesungen. Da wachte eine heimliche Sehnsucht in ihr auf.

Derweilen stand Kurt Martens jenseits des Gartenweges auf der dichtbewachsenen Veranda des kleinen Herrenhauses und rang mit denselben Empfindungen wie Liane. Hinter dem wuchernden Gerank von Passionsblumen hatte er eben Liane am Wagen bei der Abfahrt sehen und dann wieder ins Haus hineingehen sehen. Er wußte sie allein. Seit Wochen wartete er im stillen auf diese Möglichkeit. Und doch, jetzt, wo er ein Zusammentreffen mit ihr unter vier Augen möglich machen konnte, kam wie eine Last das Bewußtsein von neuem über ihn, daß er gar keine Berechtigung hatte, ihr von seiner Zuneigung zu sprechen. Wie durfte er sie auf eine ungewisse Zukunft hin an sich binden, er, der keine baldige Aussicht hatte, ihr eine Existenz bieten zu können! Sie an sich zu fetten, während sie inzwischen ohne Zweifel Gelegenheit haben würde, glänzende andere Partien zu machen?

Aber zuletzt übermannte ihn sein Gefühl. Er konnte sich nicht länger überwinden, diese kostbaren Abendstunden ungenutzt verstreichen zu lassen, in denen er wenigstens mit ihr allein plaudern konnte. Sollte er sich jetzt fern von ihr halten, wo er nur wenige Schritte von ihr lauschte?

Als sie ein Lied beendete, trat er in das Zimmer ein. Es hatte einen offenen Ausgang, der zu der kleineren Freitreppe des Hauses hinausführte. So stand er plötzlich nahe hinter ihr. „Darf ich ein wenig aus der Nähe Ihrem Spiele zuhören, Fräulein Liane?“

Ihr Herz wallte vor geheimer Freude auf, als sie seine Stimme erkannte. Sie wandte sich zurück. „Gewiß, mit Freuden. Aber Sie wissen ja, daß ich keine Konzertkünstlerin bin.“ Er lachte und trat näher.

„Oho, Sie dürfen Ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen! Vor allem haben Sie ein stattliches Repertoire in klassischer und gediegener Musik. Das tut einem hier draußen in den Tropen als Deutschen doppelt wohl, denn die Spanierinnen spielen ja nur sentimentales Zeug.“

„Sie stehen innerlich immer mit einem Fuß in der deutschen Heimat, Herr Martens! Ich finde die Tropen sehr schön.“

„Weil Sie sie noch nicht so gründlich mit allen ihren Schattenseiten kennen wie ich! Ach, was habe ich oft bei diesem ewigen Grün und Blühen eine Sehnsucht nach einem deutschen verschneiten Winterwald!“

Sie hatte sich vom Klavier erhoben und zündete die Lampe auf dem Mittelische an. Dann setzte sie sich neben ihn. „Aber diese herrliche Flora, diese duftenden Blumen, die wir hier haben, mit dem schönsten Farbenreichtum! Und was für eine Menge hübscher Tiere! Diese schillernden Kolibris, die süßen, kleinen Reisedögel mit ihren feuerroten Schnäbelchen —“

„Und die Schlangen auf den Bäumen!“ ergänzte er lachend. „Und die riesengroßen Spinnen in den Badezimmern!“

Liane lachte. Sie lehnte sich etwas in den Stuhl zurück. „Sehen Sie nur die reizenden kleinen Eidechsen, die da an unserer Zimmerdecke entlang huschen! Das Licht hat sie jetzt anscheinend aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt. Wie unglaublich geschickt sie sich an der Zimmerdecke festhalten können! Ganz entzückende kleine rote Augen haben sie, wie Rubinen.“

„Aber, daß sie sich gegenseitig die Schwanzspitzen abbeißen, ist wirklich weniger entzückend von ihnen.“ Schwupp, da haben sich zwei gebissen und sind heruntergefallen.“ Liane stieß einen Schrei aus. Mit einem leichten Plumps fiel unmittelbar neben ihr ein lebendiger weißer zusammengeballter Knäuel zu Boden, rechte sich quackelnd auseinander und stob dann unter Stühle und Schränke. Im Schreck hatte Liane unwillkürlich Martens Hand ergriffen, die neben ihr auf dem Tische lag. Da nahm er ihre Rechte in seine Hände.

„Sind Sie erschrocken, Fräulein Liane? Sehen Sie, die kleinen Biester haben schon Reißaus genommen. Ich glaube, sie fürchten sich mehr vor uns als wir vor ihnen.“

Er streichelte leicht ihre Hand, das Handgelenk hinauf, über ihre seidenweiße köstliche Haut. Wie ein Strom ging es über sie hin. Sie dachte plötzlich an den Augenblick, in dem auch Bodo wenige Zeit nach ihrer Ankunft morgens beim ersten Frühstück ihre Hand ergriffen und gestreichelt hatte. Gespielt hatte er damals mit ihr! Bitteres Lehrgeld hatte sie innerlich zahlen müssen. Deswegen meisterte sie jetzt ihr Gefühl. Ein stummer Kampf war es für sie zwischen aufsteigender Seligkeit und Stolz!

Er aber hielt ihre mühsame Selbstbeherrschung für einen Mangel an Reigung. — Wenn sie vielleicht doch für den Baron Tieferes empfand?

Ein Gefühl von Traurigkeit überkam ihn, als er nach einigen Augenblicken ihre Hand stumm zurückzog, und beide rangen ihre Enttäuschung nieder.

„Ich glaube, ich muß das Fenster schließen“, meinte sie, sich erhebend. „Der Nachtwind hat uns einige Käfer hereingetrieben. Sehen Sie, Herr Martens, wie die Dinger im Zimmer fliegen.“

Er folgte ihrer Hand. Einige große braune Käfer in Gestalt von beschwingten Kelleraffeln schwirrten im lächerlichen Zickzack durchs Zimmer, um sich torkelnd dem Lichtschein zu nähern. Plötzlich fiel ein ganz großer Käfer ins Lampenglas. Im Nu verlöschte die Lampe.

Es war stockfinster jetzt im Zimmer, da die Diener auch die Nebenzimmer nicht beleuchtet hatten. Liane und Martens lachten wie aus einem Hals. Aber das Lachen hatte einen verlegenen Klang.

„Ich werde dem Diener klingeln, daß er eine neue Lampe bringt!“ meinte Liane. Um zur Klingel an der Wand zu gehen, streifte sie unmittelbar an Martens vorüber, zwischen Tisch und Stuhl hindurch.

Als Liane ihn streifte, konnte er sich nicht mehr meistern. Seine impulsive Art rang sich durch. Und er streckte die Arme nach ihr aus und zog sie an sich und küßte sie! Küßte sie wie ein Dürstender, der vor der Quelle steht und zu verleszen droht. Er küßte sie wie ein Sturmwind, der sich die Blüten holt und nicht fragt, woher und wohin; wie ein Bergstrom, der in überquellender Kraft alle Schranken durchbricht!

Ach, sein Leben war bisher so arm an Liebe gewesen!

Ohne Eltern, ohne Geschwister aufgewachsen, hatte er nur dem einzigen Ziele nachgestrebt, ein tüchtiger Mensch zu werden, der selbstständig sei. An den gefährlichen Klippen der Liebhaftigkeit und Tändeleien war er durch sein Streben gut vorbeigekommen. Sein Humor, seine heitere Lebhaftigkeit hatten ihn den Frauen einen guten Gesellschafter werden lassen, trotz seiner kraftvollen Art, aber sie hatten bisher nie eine ernsthafte Rolle bei ihm gespielt.

Nun aber drängte sich seine Jugend, seine zurückgehaltene Liebestraft in ihm vor. Sie forderte ihr Recht. Wie in einem Taumel riß es ihn hinein, als er nun Liane in seinen Armen hielt, als er sie küssen durfte! Ja, durfte! Denn er fühlte, daß sie ihm nicht mehr widerstand. Ganz befangen war auch sie von seiner stürmischen Leidenschaft. Und ihr Herz und ihre Sinne sanken unter wie in einem Meer von leuchtenden roten Rosenblättern!

(Fortf. folgt.)

Die erste Frau der Welt.

Von Marianne v. Ziegler.

Von den Dichtern ihrer Zeit besungen, von den größten Männern gefeiert, so steht Iabella, die schöne Gemahlin des baskischen Francesco Maria Gonzaga, nach Jahrhunderten noch vor uns in der Gestalt, die ihr Tizians Pinsel, Lionardos Stift gegeben haben. Ihr Glanz überstrahlt die anderen berühmten Frauen ihrer Zeit. Sie ist schöner als ihre Schwägerin Elisabeth, die allgemein verehrte Herzogin von Urbino; von der schicksalumwitterten Lucrezia Borgia, der Gemahlin ihres Bruders Alfons, unterscheidet sie ein malerischer Ruf; selbst Vittoria Colonna, die geistvollste jener großen Damen der Renaissance, wird verdunkelt durch die vielseitige Anmut der Markgräfin. In ihr sind alle Eigenschaften, alle Fähigkeiten und Kenntnisse vereinigt, die ihr Zeitalter bewunderte, und die ihr den Namen der „ersten Frau der Welt“ eintrugen.

Am aufblühenden Hofe von Ferrara konnte ihre Erziehung nur eine glänzende sein. Die Heranbildung zum Verständnis der Künste und Wissenschaften war für eine Fürstentochter im Italien jener Zeit so selbstverständlich, wie die Entwicklung weiblicher Anmut und Liebenswürdigkeit. Mit sechzehn Jahren dem kriegstüchtigen und daher als Verbündeten erwünschten Gonzaga vermählt, zieht sie ein in das finstere Schloß von Mantua, die uneinnehmbare Festung zwischen den bleifarbenen Wasserflächen der Mincioseen.

Und in dieser ihrer Residenz hat sich selbst durch jahrhundertelange Bewahrlosung ein Hauch ihres Wesens erhalten. Nicht so sehr im arkadengeschmückten Turnierhof, in den Staatsräumen und Sälen, als vielmehr in der Reihe intimer Gemächer, die sie selbst sich zu ihrem persönlichen Gebrauch gestaltet hat. Mit ihren intarsien geschmückten Wänden, ihren reich fassettierten Decken gleichen sie Schmuckkästchen, und gewiß bargen sie auch Schätze an Kunstwerken, erlesenen Büchern und anderen wertvollen Seltenheiten. Denn Iabella hat ihr Leben lang eifrig gesammelt.

Der Mode ihrer Tage entsprechend sind Decken und Wände geschmückt mit Symbolen und Devisen. In der blaugoldenen Eleganz des schönsten Raumes wiederholt sich vielfältig das Motto: „Nec Spe, nec Metu.“

„Weder Hoffnung, noch Furcht!“ Wertwürdiger Wahlspruch einer Frau, deren Leben uns, aus der Ferne gesehen, ein einziger Triumphzug zu sein scheint. Wie ein Blitz erbellen die vier Worte die finsternen Hintergründe der damaligen Zeit. Selbst wer auf der Höhe der Macht stand, spürte bei Schritt und Tritt das Grollen unterirdischer Gefahren. In Iabellas engstem Familienkreis hat das Schicksal gewütet. Die jüngeren Brüder, in eine Verschwörung gegen den regierenden Erstgeborenen verwickelt, werden von diesem in harter Haft gehalten in demselben Schloß, das ihre gemeinsame glänzende Jugend sah. Die Schwester, Lucrezia Bontivoglio, wird von demselben Bruder, Herzog Adolf von Ferrara, aus Bologna vertrieben. Der Schwägerin Elisabeth, der Gattin Guido Ubaldo von Urbino, wird durch Cesare Borgias Gewalt das gleiche Los zuteil. Nimmt Iabella die vom Unglück Betroffenen gattlich bei sich auf, so zwingt sie doch das Ränkespiel der Politik und der Gedanken an die eigene Sicherheit, zugleich den Überwinder zu beglückwünschen, wie sie auch streben muß, des mächtigen Bruders Freundschaft sich und dem Gatten zu erhalten.

Sie erlebt den Sturz des befreundeten Hauses Esorza in Mailand, den Untergang der gefürchteten Borgia, die Plünderung Roms durch die Truppen des Connétable von Bourbon. Ihr eigenes Haus steht unerschüttert, — aber welch ein ständiger Kampf, offen oder heimlich, muß mit den von allen Seiten drohenden Mächten geführt werden! Es gab weder Rücksicht, noch Schonung; ja, von ihrem eigenen Gatten, Francesco Maria, wird erzählt, daß er im Krieg den Überbringer des ersten feindlichen Hauptes durch einen Kuß belohnte!

Angesichts solcher Eindrücke mochten wohl auch Menschen, denen das Glück noch lachte, seiner Beständigkeit misstrauen: „Nec Spe, nec Metu!“

Aber so lange die Sonne schien, genoß man das Leben. Man feierte glänzende Feste, besuchte die benachbarten Höfe, und Iabella, die vor allen anmutige Tänzerin, erstrahlte als erste in der Schar ihrer durch Schönheit berühmten „Damigellen“. Eine Schar hübscher Hofräuilein gehörte nämlich damals zum unerläßlichen politischen Rüstzeug eines Fürsten. In den kunstgeschmückten Gemächern der Markgräfin wechselte Gesang und Lautenspiel mit gelehrten und wichtigen Gesprächen. Ist Paradiso — diesen Namen führen noch heute die Räume, die sie bewohnt hat. Ob sie selbst ihn bestimmt, ob die Gäste, die bei ihr verweilen durften, in galanter Schmeichelei ihn geprägt haben? Hier war ihre

Welt, von ihr geschaffen, erfüllt vom Zauber ihres Wesens wie vom Duft der Wohlgerüche, die sie selbst, auch hierin der Mode Richtung gebend, zu bereiten liebte.

Wie oft aber mag sie, am bleichen Morgen oder in der sinkenden Dämmerung an ihr Fenster tretend, geschauert haben vor dem Gegensatz zwischen drinnen und draußen. Grau fallen die Mauern der Burg ins graue regungslose Wasser, das sich von Ost nach Westen in weiter Fläche breitet. Ohne Unterlaß schallt das eintönige Lärmen der Frösche Tag und Nacht zu ihr empor. In der Ferne steigen aus der endlosen, wasserdurchzogenen Ebene die Nebel, undurchdringlich dem Blick, wie die Zukunft. Vielleicht war es ein solcher Tag, an dem die schöne Iabella, stolz das blonde Haupt zurückwerfend, zuerst die Worte ausgesprochen hat, die jetzt noch mit goldenen Lettern auf blauem Grunde stehen: „Weder Furcht, noch Hoffnung!“

Geisterfahrtschiffe.

Von Waldemar Keller.

Vor gar nicht langer Zeit mußte der norwegische Dampfer „Raa“ im englischen Kanal von der Mannschaft verlassen werden. Es herrschte in jenen Tagen dichtester Nebel, das Schiff trieb hilflos mit der Strömung, tauchte einmal hier, einmal dort auf, bis es verschwand und nie mehr gesehen wurde. Wahrscheinlich ist es während eines Sturmes an den Klippen zerschellt und untergegangen.

Dies ist der typische Vorgang, mit dem fast alle Sagen von Geisterfahrtschiffen zu erklären sind. Ein treibendes Boot, ohne eine Spur von Leben an Bord, wird im Nebel oder im Mondschein gesichtet, man ruft es an, erhält keine Antwort, das Boot verschwindet, wird von Seeleuten auf anderen Schiffen ebenfalls festgestellt, und schließlich hört und sieht man nichts mehr davon: als Geisterfahrtschiff geistert es über die Ozeane. Wer erlebt hat, wie unheimlich gerade der Nebel auf See die Größenverhältnisse verzerrt und welch bellemmenden Eindruck unter solchen Umständen ein lautes vorbeischaufelnder Dampfer oder eine mit vollen Segeln sinnlos taumelnde Bark hervorruft, dem wird zur Erklärung der vielen Meergeisterfahrten eigentlich nichts fehlen. Kommt hinzu, daß die „Fahrtensleute“, wie die Mannschaften vor dem Mast genannt werden, auch heute noch sehr abergläubisch sind. Seltsame Naturerscheinungen in den tropischen Meeressteilen und die tiefe Einsamkeit der Nächte begünstigen diesen Aberglauben, haben ihn vermutlich gezeugt, und es bedarf meist nur eines geringen Anstoßes, um ihm neue Nahrung zu geben.

Kein Küstenstrich auf der ganzen Erde, der nicht sein Spezialgeheimnis hätte! Entweder wurde die Erzählung beim lebenden Seeleute zum Anlaß der Sagenbildung oder ein Ereignis an der Küste selbst lieferte den Stoff. Eine der interessantesten Geisterfahrtschiff-Sagen ist noch immer in dem amerikanischen Ort Medford (Massachusetts) lebendig, interessant deshalb, weil sie sich auf ihren Ursprung zurückverfolgen läßt. Ein geistvoller Kapitän, heißt es, fuhr in alle Ewigkeit mit einem Totenschiff umher. Der Sage aber liegt dieser Tatbestand zu Grunde: Ein kleines Segelschiff, auf der Reise von Medford nach Westindien, geriet in Windstille, die Lebensmittel und das Wasser wurden knapp, und von der Besatzung starb einer nach dem anderen, bis kein lebendes Wesen mehr an Bord war. In diesem Zustande fanden Seeräuber das Schiff. Da Anrufe nicht erwidert wurden, ließen sie forslos längsleits, und der Piratenkapitän sprang als Erster an Deck des fremden Fahrzeuges. Kaum war dies geschehen, als ein steifer Wind aufkam, der sich bald zum Sturm erhob. Das Seeräuberschiff trieb ab, konnte infolge des einseitigen Wellenganges nicht zum zweitenmal neben dem Segler anlegen, auf dem sich der Kapitän befand, und Priße und Führer mußten einem ungewissen Schicksal überlassen werden. Man hat von dem Totenschiff nie wieder etwas gesehen. Wahrscheinlich ist es mangels jeder Navigation sofort im Sturm untergegangen. Der Sage nach aber fährt es in der Karibischen See umher und bringt Tod und Verderben allem, was ihm in den Weg kommt. Es ist nicht unmöglich, daß Wilhelm Hauffs bekannte „Geschichte von dem Geisterfahrtschiff“ auf diesem Vorgang basiert.

Die einschlägige Literatur, so wenig zugänglich sie ist, weist übrigens eine ganze Menge sogenannter beglaubigter Tatsachen auf. Eine davon mag erwähnt werden. Sie findet sich in dem Buch, das die Kreuzerfahrt der „Bacchante“ erzählt, einer englischen Fregatte, die in den Jahren 1879 bis 1882 den jetzigen König von England durch alle Meere führte. Er war damals noch Prinz von Wales und Seekadett. In der Nacht zum 11. Juli 1881, am Kap Horn, leuchtete plötzlich an Steuerbord ein roter Schein auf, in dessen Mittelpunkt die Masten einer Brigg deutlich zu unterscheiden waren. Die Entfernung zwischen der Fregatte und dem seltsamen Nach-

phantom betrug nicht mehr als 200 Yards. Der Brigg und zwölf Personen bezeugten scharflich, das fremde Licht und die Brigg gesehen zu haben. Mit einem Schläge war dann alles verschwunden. Merkwürdigerweise verunglückte unmittelbar darauf der Ausgucksmann, der das Licht gemeldet hatte; er fiel aus dem Bortor an Bord und blieb zerstückt liegen. Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß es sich auch in diesem Fall um ein Braß gehandelt hat. Vielleicht ist die treibende Brigg in das Zentrum einer Meteorerscheinung geraten, und es läßt sich denken, welchen Eindruck diese Szene auf den armen Ausgucksmann gemacht hat. Er verlor vor Schreck das Gleichgewicht und stürzte ab.

Unmöglich kann man von Geipensternschiffen reden, ohne den Fliegenden Holländer einzubeziehen. Die Sage an sich ist zu bekannt, als daß sie einer Erläuterung bedürfte. Weniger bekannt sind die Ereignisse, die ihr zugrunde liegen, und der Zeitpunkt ihrer Entstehung. Man nimmt wohl allgemein an, daß die Sage in der Blütezeit der holländischen Ostindien-Kompagnie (1602—1795) entstanden ist. Dies trifft aber nicht zu. Die Erzählungen vom Fliegenden Holländer tauchten erst nach dem Jahre 1806 auf und knüpfen sich an das tragische Schicksal des holländischen Kapitäns Vanderdecken, der ums Kap der Guten Hoffnung nach Indien fahren wollte. Unterwegs brach an Bord seines Schiffes eine Seuche aus, vermutlich die Beri-Beri-Krankheit. Vanderdecken versuchte mehrfach, einen Hafen anzulassen, wurde aber stets von den Behörden zurückgewiesen, da man eine Einschleppung der Seuche befürchtete. Wieder und immer wieder mußte der holländische Kapitän aufs Meer hinaus. Er ist dann mit seinem Schiff verschollen; offenbar hat die Seuche die ganze Mannschaft dahingerafft, worauf ein Sturm die hilflose Bark zerschlug. Nachträglich, im Laufe der Jahrzehnte, sind diese Ereignisse dann zurückdatiert worden.

Kindesliebe.

(Ein Kapitel aus dem chinesischen „Heiligen Edikt“.)

Von Wilhelm Carl.

Die Chinesen sind ein kinderfrohes Volk, und das Glück eines Chinesen wächst mit der Zahl seiner Söhne. Die chinesischen Kinder sind aber auch die artigsten der Welt, und benötigen keine Schläge. Nirgends dürften die Eltern und überhaupt ältere Personen so viel Achtung und Ansehen genießen, wie in China. Es mag dies daher kommen, weil bereits vor mehreren tausend Jahren die Liebe zu den Eltern und Älteren als Haupttugend dargestellt wurde. Kindliche Pietät, Verehrung der Eltern und Altvordern ist die Grundforderung des Altmeisters Konfuzius. Kaiser Kanghi (1662—1723), zweiter Herrscher der an sich landfremden Mandchu-Dynastie (1912 abgedankt), gab 1670 ein Ermahnungsdekret an das Volk heraus, und der erste seiner sechzehn Lehrräte handelte von kindlicher Pietät, Respekt und Ehrfurcht. Der Salzkommissar von Schensi, Wangjopu, der die nur sehr kurz gefaßten sechzehn Maximen des Kaisers Kanghi mit Erläuterungen verfaßt, sagt über Kindesliebe u. a. folgendes:

Gehorsam gegenüber den Eltern ist eine selbstverständliche Pflicht und die Wurzel aller Tugenden. Ihr, die ihr noch Eltern habt, und nicht wißt, was ihr ihnen schuldig seid, müßt an jene Zeit zurückdenken, als ihr noch am Busen getragen wurdet, hungrig wartet und noch nicht selber essen konntet. Euer Eltern betrachten euer Gesichtchen und hörten auf euer Stimmen, freuten sich, wenn ihr lachtet, waren traurig, wenn ihr weinet, und weder Tee noch Reis wollte ihnen schmecken, wenn ihr krank wartet. Sie unterrichteten euch und besorgten euch euer Frauen, damit ihr selber Kinder haben möget. Sie wählten euch einen Beruf aus und gründeten euch eine Familie. Deshalb sorgt für euer Eltern, spart euch das Essen vom Munde ab und wendet es euren Eltern zu. Versteckt nichts von euren Schätzen, um sie zum Nachteil eurer Eltern euren Frauen und Kindern zuwenden zu wollen. Macht es nicht wie jene, die ihren Frauen und Kindern das Allerbeste bieten, ihre Eltern aber hungern lassen, denn wißt, der Himmel wird diese Leute zu finden wissen. Auch geben sie damit ihren eigenen Kindern ein schlechtes Beispiel und diese werden es ihnen einst vergelten, was sie an ihren Eltern sündigten. Die Eltern gleichen dem Himmel: der Himmel pflanzt einen Grashalm und läßt ihn im Frühjahr wachsen, und wenn die Herbstnebel kommen und lassen diesen Grashalm sterben, so ist dies der Wille des Himmels. In gleicher Weise liegt die Gewalt über Leben und Tod des Körpers, den die Eltern geboren haben, auch bei diesen — dagegen ist doch gar nichts zu sagen!

Auch deinen Bruder müßt du achten und ehren. Selbst wenn zwei Brüder nicht von ein und derselben Mutter geboren wurden, so haben sie immer noch Knochen und Blut von einem Vater! Dein Bruder steht dir näher als deine Frau, denn wenn sie stirbt, bekommst du leicht eine andere, wenn aber dein Bruder stirbt, wo soll da ein anderer herkommen? Laß dich nicht von deiner Frau gegen deinen Bruder aufheken, denn Weiber verstehen nichts von Recht und Unrecht.

Wer seinen Eltern nicht gehorcht, und seinen älteren Bruder nicht achtet, wird nach den Gesetzen der großen Tjing-Dynastie (1912 abgedankt) wie folgt bestraft:

Der Sohn oder Enkel, der seinen Eltern oder Großeltern nicht gehorcht, erhält hundert Hiebe und wird für drei Jahre verbannt. Söhne oder Enkel, die den Tod ihrer Eltern oder Großeltern veranlassen, oder Frauen und Nebenfrauen, die den Tod ihres Mannes oder den Tod der Eltern oder Großeltern ihres Mannes durch schlechte Behandlung herbeiführen, werden gelöpft nach dem Gesetz. Söhne oder Enkel, die ihre Eltern oder Großeltern beschimpfen, Frauen und Nebenfrauen, die dies ihrem Gatten, dessen Eltern und Großeltern gegenüber tun, werden erwürgt. Wer von den Obigen die Genannten schlägt, wird gelöpft; wer sie gar tötet, wird langsam (durch die Folter) zu Tode gebracht. Wer seinen älteren Bruder oder seine Schwester beschimpft, erhält hundert schwere Hiebe. Wer die Eltern oder Großeltern einer Tante beschimpft, erhält die doppelte Strafe. Jüngere Brüder oder jüngere Schwestern, die ihre älteren Brüder oder Schwestern schlagen, erhalten neunzig Hiebe und werden für 2½ Jahre verbannt. Wurden die Genannten dabei verletzt, so sind Strafen von hundert Hieben und drei Jahren Verbannung zu verhängen. Wer sie tötet, wird enthauptet. Wenn ein Neffe die Eltern seines Onkels oder seiner Tante schlägt, oder einer Tochter Sohn schlägt die Eltern seiner Mutter, ist die obige Strafe von neunzig Hieben usw. zu verdoppeln. Wer die Genannten mit einem Messer oder einer anderen Waffe verfolgt, um sie zu töten, wird in entfernte Garnisonen (Mandschurei, Tibet, Mongolei sind gemeint) zu Arbeitsdienst verbannt. Wer die Obigen mit Absicht tötet, soll langsam zu Tode gebracht werden.

Diese Gesetze wurden für ungehorsame und unehrerbietige Personen aufgestellt. Die angedrohten Strafen treffen leider nur den Körper, nicht aber auch das Herz — wer sich seiner Verbrechen nicht schämt, ist überhaupt nicht zu bessern.

Wir haben euch nun geschüttelt und gerüttelt, damit ihr aufwacht und euer Pflicht erkennt. Werdet gute Kinder und rücksichtsvolle Geschwister, denn dann wird stets Friede unter dem Himmel herrschen — wie schön müßte das sein! Ihr, Bürger und Soldaten, solltet stets so handeln, wie ich es euch gesagt habe. Merkt euch alles recht an!

Scherz und Spott

Autowise.

Der Brahlhaus. Schulze ist ein arger Kenomist und sagt zu Müller, als dieser sich ein Auto gekauft hat: „Ja, ich bin früher auch in meinem eigenen Wagen gefahren!“ — „Ja“, erwiderte Müller trocken, „aber da hat ihn Ihre Mutter geschoben!“

Macht der Gewohnheit. Der Kaufmann Meier hat Pleite gemacht. Die Bekannten, die ihn auf der Straße beobachteten, schütteln den Kopf. Kürzlich treffen sich Lehmann und Schulze. „Was hat nur der Meier“, sagt Lehmann, „daß er jedesmal, wenn er um eine Ecke geht, den Arm ausstreckt?“ — „Ach, der Armste“, sagt Schulze, „das ist eben alles, was von seinem Auto übrig geblieben ist.“

Süßer Trost. Petermann macht mit seiner Frau eine Sonntagstour. Unterwegs hat das Auto eine Panne und Petermann laboriert den ganzen Vormittag eifrig, aber vergeblich im Schweiße seines Angesichts. Seine Frau ist eine mitleidige Seele und von der modernen Nervosität noch nicht angekränkt. Sie wartet geduldig stundenlang und spendet ihrem Gatten dann folgenden Trost: „Weißt du, Karl, es ist wenigstens ein Glück, daß der Wagen kein Benzin verbraucht, so lange er stillsteht.“

Ein Ziegenbock. Ein Automobilist hat das Pech, einen Ziegenbock zu überfahren und zu töten. Mit eingestemmen Armen steht die Besitzerin vor dem Bechvogel und wünscht zu wissen, wie er sich das Weiter denkt. „Liebe Frau“, antwortet jener, „ich werde das Tier ersehen.“ — „Da trauen Sie sich wohl ein bißchen zu viel zu“, ist die höhnische Antwort der Ziegenbockbesitzerin.